

...et in terra pax hominibus

Autor(en): **Tunk, Eduard von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **15 (1929)**

Heft 50

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-538338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hinblick auf ihr späteres Glück dargelegt. Sie haben sowohl das „facile“ als auch das „prompte“ und das „delectabiliter“ in den Grundzügen durchaus verstanden und üben z. B. die Reinlichkeit und auf Grund eigener Einsicht aus folgenden Gründen:

1. weil meine Gesundheit Reinlichkeit verlangt,
2. weil mein zukünftiger Beruf — heiße er nun, wie immer er wolle — Reinlichkeit fordert und
3. weil die Reinlichkeit des Leibes mich auch an die Pflicht der Reinlichkeit im Seelenleben erinnert.“

Und da die Mütter begreiflicherweise etwas überrascht waren, daß der Pfarrer sich auch um

den „ordo naturalis“ ihrer Kinder so einläßlich bekümmere, habe ich auch ihnen die Wichtigkeit der „Vorsicht und der Voraussicht“ bezüglich der genannten Ziele auseinandergesetzt. Ein schöner Teil macht nun ebenfalls positiv mit und der Rest hat wenigstens den direkten Widerstand gegen meine Bestrebungen aufgegeben.

Klagen wir nicht über die moderne Jugend! Sie ist im Kern weder schlechter noch besser, als wir in der Kindheit waren. Dagegen will sie psychologisch zielbewußt angefaßt sein. Die moderne Jugend will, mit Recht, nicht nur für den Augenblick, sondern für eine glückliche Zukunft erzogen sein. So geben wir ihr denn weite Gesichtspunkte, Vorsicht und Voraussicht für das diesseitige und das ewige Leben.

... et in terra pax hominibus

Eduard v. Tunk, Immensee.

Mehr denn je beschäftigt sich heute die Menschheit mit dem Problem des Friedens und, da die damit zusammenhängenden Fragen nicht nur müßigerweise in Lehrer- und Erzieherkreisen diskutiert zu werden pflegen, sondern tatsächlich die Einstellung der Jugend zum Gedanken des Friedens für die Zukunft der Völker und ihres Glückes von wesentlicher Bedeutung ist, erscheint es nicht unangebracht, wenn — auch zu wiederholten Malen — in diesen Blättern einiges zu diesem Kapitel gesagt werde. Wir wollen hierbei keineswegs zur Polemik greifen gegen anders gerichtetes Denken, sondern nur vorbringen, was uns wichtig erscheint, und wir haben dabei nur das eine Ziel im Auge, das Problem in seinen wichtigsten Einzelheiten aufzuzeigen. An eine Lösung schlechthin zu denken, kann uns schon deshalb nicht in den Sinn kommen, weil jene einzige Instanz, die dazu berufen ist, unsere heilige katholische Kirche selbst, ein letztes Wort zu dieser Sache noch nicht gesprochen hat.

Immerhin, einen wichtigen Unterschied zwischen dem, was gewöhnlich zu diesem Thema gesagt wird, und zwischen dem, was wir hierüber zu sagen im Sinne haben, müssen wir gleich anfangs feststellen. Gewöhnlich wird vom Frieden geredet nur im Hinblick auf das Verhalten der Völker, der Staaten zueinander. Wir wollen sofort zeigen, daß hier nur eine Seite des Problems ins Auge gefaßt wird und daß die Lösung dieser einen Frage allein ohne die gleichzeitige, nein! ohne die vorausgehende Lösung aller andern Fragen des Friedens unmöglich ist.

Die Historiker der Gegenwart und mit ihnen andere Kreise wollen die Feststellung gemacht haben, daß Kriege letzten Endes stets Wirt-

schafskriege sind, eine Beobachtung, die übrigens u. E. als erster der griechische Philosoph Platon angestellt hat. Wenn diese vielfach vorgebrachte Behauptung stimmt, dann hieße dies, daß der Krieg nicht die ultima ratio des Diplomaten, sondern des Kaufmannes wäre, und dann stünde es wahrhaft schlimm um die Menschheit. Es gab ja doch wohl Kriege, deren treibendes Motiv anderswo zu suchen ist als im rein geschäftsmäßigen Denken einiger weniger Handesherrn. Wir können nennen die Freiheitskriege, wie sie zu verschiedensten Zeiten von verschiedensten Völkern geführt wurden, vor allem aber möchten wir hinweisen auf jene glaubensstarke und glaubensselige Zeit, die es nicht dulden zu können vermeinte, daß jene ehrwürdigen Stätten, die der Heiland so oft gesegnet, in den Händen der Ungläubigen sich befinden und allgemeiner Christenheit verfallen sein sollten.

Aber eine andere Behauptung, die gerne aufgestellt wird, scheint uns dafür richtiger zu sein, weil sie mit größerer Vorsicht formuliert wird, nämlich daß manche Regierungen Kriege entfachten, um das uneinsgewordene Staatsvolk in der Abwehr einer alle bedrohenden Gefahr wieder zu einigen. In diesen Fällen läge die Ursache des Krieges nicht in den friedlosen Beziehungen zweier kriegführender Mächte zueinander, sondern wenigstens teilweise in dem friedlosen Zustande des einen Volkes, das, von den Regierenden hiezu gebracht, den Unfrieden mit sich selbst ersticken will. Selbstverständlich wird diese Behauptung nur in einzelnen Fällen angebracht sein und in noch weniger Fällen durchschlagend beweisbar erscheinen. Daß aber die Möglichkeit zu solchen Konflikten durchaus denk-

bar ist, beweist uns die Erfahrung am einzelnen Menschen, sind es doch gerade die Naturen, die mit sich selbst unzufrieden, mit sich selbst zerfallen, in sich selbst uneins sind, die am ehesten geneigt sind, Streit und Händel mit ihren Mitmenschen zu suchen. Denn der Lärm des äußern Streites soll das Toben im Innern übertönen.

So wird uns, wenn wir diese Gedanken zu Ende denken, klar werden, daß das unzweifelhaft vorhandene Friedensbedürfnis der Menschheit keineswegs befriedigt werden kann, wenn nur der eine Friede zwischen den Völkern gesucht wird. Der Friede muß gesucht und angestrebt werden zuerst in unserer eigenen Brust, also im Herzen jedes einzelnen Menschen, muß gesucht und angestrebt werden in den Beziehungen der einzelnen Menschen, Familien und Sippen zueinander, muß gesucht und angestrebt werden in den einzelnen Völkern und einzelnen staatlichen Gemeinschaften und dann erst kann er gesucht, angestrebt und — gefunden werden in den Beziehungen der Völker und Staaten zueinander.

Wenn wir aber den Frieden in uns suchen, dürfen wir nicht vergessen, was der hl. Augustinus für alle Zeiten in klarer Weise ausgesprochen hat, daß Gott uns geschaffen und uns ein Ziel gegeben hat, nämlich sich — Gott — selbst und daß darum unser Herz unruhig ist, bis es seine Ruhe in Gott gefunden hat. Friede in uns selbst bedeutet also Friede mit Gott. *) Aus diesem Grunde ist jede Friedensbestrebung zur Erfolglosigkeit verurteilt, die ohne Religion, d. h. ohne die Anerkennung des Umstandes, daß wir alle an Gott gebunden sind (religio heißt Bindung), Frieden schaffen und erhalten will. „Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt“, sagt der Heiland auch zu den Menschen von heute. Der Friede, den die Welt gibt, ist nur Schein, nur der Friede mit Gott ist ein Friede, der ist.

Die beste Friedensförderung ist also Förderung alles dessen, was den Menschen und die menschlichen Gemeinschaften an Gott bindet, also Förderung religiösen Lebens. Auch die Erzieher und Lehrer, auch die Schule kann keinen besseren Dienst dem Frieden leisten, als wenn sie die anvertraute Tugend zu Gott führt, Gottes Gebote ihr einschärft, den Gottesfrieden in ihre Herzen pflanzt. Ist dies am Ende auch der tiefere Zusammenhang der Engelsworte in der heiligen Nacht von Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und (d. h. und inselgedessen) Friede auf Erden den Menschen“?

*) Im Jubeljahr des ersten Pius darf hier auch erinnert werden an die Devotion, die der gegenwärtige Papst zu Beginn seiner Regierung ausgegeben hat: Pax Christi in regno Christi quaerenda — der Friede Christi muß gesucht werden im Reich Christi.

Religion, vor allem unsere katholische Religion, die allein Tochter des Himmels genannt werden kann, weil der Sohn Gottes sie selbst auf Befehl des göttlichen Vaters den Menschen mitgeteilt hat, Religion, sage ich, gibt auch den Menschen das rechte Verhältnis zu den Mitmenschen, die sie erkennen lehrt als die Nächsten, welche zu lieben wir belehrt worden sind. Wo aber Liebe ist, kann der Haß nicht wohnen, findet Feindschaft keinen Platz. Ja, die Liebe gibt auch erst der Gerechtigkeit, welche jedem das Seine gibt und das Seine läßt, den tieferen Sinn und die höhere Weisheit. Nur die Liebe schließt es aus, daß das höchste Recht des einen zum furchtbaren Unrecht am anderen wird. Die Liebe allein lehrt uns auch, uns hineinzuwenden in die Gedanken des anderen, während die Selbstsucht nur sich selbst sucht, auch im anderen. Und was so von den Beziehungen der einzelnen untereinander gilt, das darf auch Gültigkeit beanspruchen für die Beziehungen des einzelnen als Glied eines Volkes, eines Staates zum anderen als einem Gliede eines Volkes, eines Staates.

Hier ist also die andere pädagogische Aufgabe gestellt, besonders im Geschichtsunterricht, im sprachlichen Unterricht, aber auch an manchem anderen Orte, die Menschen erkennen zu lehren als Angehörige nicht nur ihrer Zeit, sondern vor allem auch als Angehörige ihres Volkes. Kein Volk denkt und fühlt so wie ein anderes, und wir verstehen jedes Volk falsch und darum auch jeden einzelnen eines fremden Volkes, wenn wir unser Denken und Fühlen in sein Wesen verlegen. Nur wenn die einzelnen Menschen und die Völker einander verstehen oder wenigstens zu verstehen trachten, werden sie nicht nur die Schatten sehen, sondern auch die liebenswürdigen Seiten erfassen und so allein werden sie imstande sein, auch zu erkennen, in welchen geistigen und kulturellen Beziehungen die Menschen und Völker zu einander stehen, wie einer dem anderen, eines dem anderen viel, so unendlich viel verdankt. Dieses Gefühl, einander Dank schuldig zu sein, wird auch das gegenseitige Verstehen u. Verstehenwollen wieder fördern und dieses einander Verstehen und Verstehenwollen die Liebe, nicht im Sinne eines wankelmütigen Gefühles, sondern im Sinne eines festen Wollens.

Entbehrt somit die einseitige Betonung des Völkerfriedens im engsten Sinne jener Basis, auf der allein die Beziehungen der Völker zweckdienlich geregelt werden können, so hat der moderne Pazifismus noch einen andern Fehler, den wir herausstellen müssen. Seine Vertreter zitieren gerne das fünfte Gebot Gottes und wollen damit glauben machen, daß es gewissermaßen unter allen Umständen verboten sei, das Leben eines Menschen zu töten oder auch nur ernstlich zu bedrohen. Der Hinweis auf den Akt der Notwehr,

der dem einzelnen als einzelner die Tötung des Gegners gestattet, muß selbstverständlich auch gelten, wenn wir Notwehr ausüben nicht um unser selbst willen, sondern um unseres Volkes willen.

Dieser Einwand gegen den Krieg ist also so hin-fällig als nur denkbar. Er leidet aber viel stärker daran, daß er das Leben des Menschen überaus überschätzt. Wir müssen nicht Schillers Wort zitieren, wonach das Leben nicht der Güter höchstes ist. Literatur und Geschichte aller Völker, aber auch die Stimmen in uns selbst sagen es offen heraus, daß es andere Güter gibt, höhere Güter, die zu erlangen wir uns nicht scheuen, das Leben einzusetzen. Vor allem aber ist es unsere Religion, unser Glaube, der das Leben nicht auf den ersten Platz in der Güterkala verweist.

Dem Verfasser dieses Artikels hatte Gott Gelegenheit gegeben, zu sehen und zu erleben, was Krieg ist, und er bekennt aus ganzem Herzen, daß der Krieg eine furchtbare Geißel Gottes ist, besonders der moderne Krieg, in dem der Mensch so vielfach seiner Persönlichkeit gewissermaßen beraubt wird, zur Nummer umgestaltet, zur bloßen Zahl degradiert, die kaum so viel, nein meist weniger zählt als ein Bajonett oder ein Gewehrlauf. Aber, wer näher zusieht dem Treiben der Menschen, wer genauer horcht auf die Stimmen der Menschen, der muß doch sagen, daß der Krieg nicht der Schrecklichste der Schrecken ist.

In wie vielen Menschen auch der Krieg sozusagen die Bestie geweckt hat, in eben so vielen hieß er aufblühen die Nelken der Liebe. Gerade die tapfersten Soldaten zeigten sich so oft als die treuesten Kameraden, auch dem gefangenen, dem verwundeten Feind gegenüber, so als ob sie gut machen wollten, was sie etwa über das harte Muß hinaus an Leid und Weh über andere gebracht haben. Und schritt nicht stets an der Seite des Todesengels der Engel der Caritas, der die Leiber der Gefallenen ins kühle Grab bettete, der Balsam in die Verletzungen der Wunden träufelte, den Hunger zu stillen suchte und den Dürstenden labte, Trost sprach den verlassenen Witwen und Waisen

und aller Orten die Menschen lehrte, zum Himmel zu rufen um Frieden?

Wir wollen deshalb den Krieg nicht preisen und verherrlichen; denn kein Trost kann den Gatten, den Vater ersetzen, keine Liebestat ein zerschossenes Bein, eine zerschossene Hand brauchbar machen. Aber wo steht der Engel der Caritas, wenn eine Mutter ihr Kind töten läßt, ehe sein Auge noch das Licht der Sonne sah, ehe seine Stirne noch benezt worden vom Wasser der Taufe? Wo steht der Engel der Caritas, wenn der Verführer die Lilien der Unschuld knickt und die geknickte Blume tiefer in den Staub tritt? Wo steht der Engel der Caritas, wenn der Haß gegen Gott das Kinderherz dem gütigen Vater der Menschen abspenstig macht und die reine Jugend hinabführt in den Morast des Lasters? Wer nur einigermaßen Einblick hat in das Treiben der Welt, der weiß, daß es schlimmere Mächte gibt als den Krieg. Und gegen diese Gewalten, die Satan befehligt, ist nur einer der Retter, Gott.

So wird Gott allein der Erhalter des Friedens auf Erden und wir werden am besten dem Frieden dienen, wenn wir in all und jedem unser Denken und Tun an Gottes Willen orientieren, nicht indem wir unser Handeln als Gottes Willen deklarieren, sondern indem wir verzichten lernen selbst auf angebliche oder auch wirkliche Rechte, um des Friedens, um Gottes willen. Dieses allein ist unser erstes Recht, verzichten zu dürfen auf das, was uns gehört. Wo aber etwas nicht unser alleiniges Gut ist, wo andere mitbegüttert sind, dort können wir nicht allein Verzicht leisten, dort können, dürfen und müssen wir bereit sein, mehr noch als dies zu tun, daß wir eines unserer Rechte preisgeben, dort können, dürfen und müssen wir unser Leben selbst zur Verfügung stellen für Gott und seine Kirche, doch ebenso für Volk und Vaterland. Wenn wir nun stets strebend uns bemühten, im rechten Geiste unsere Rechte zu wahren und die Rechte der anderen zu achten, wird Gott uns den Frieden geben, wenn nicht auf Erden, so oben im Anblick seiner Glorie.

Eine Annahme

Um nicht sagen zu müssen: „Es gibt irgendwo eine Schule, die, usw.“, nehmen wir also einen Fall, eine Möglichkeit an: eine Annahme. Diese lautet: Stellen Sie sich ein kleines Schulhäuschen mit einem ebenso niedrigen Schulzimmer vor. Seine Maße sind 7,60 zu 7,40 Meter. Darin arbeiten ein Lehrer und 60 Schüler. Die Gesamtschule ist wahrhaftig nicht klein, zählte sie vor zwei Jahren 66 Kinder, letztes Jahr 68, kurze Zeit sogar 72 Augenpaare. In dieser Schule sind na-

türlich nicht alle brav und fromm wie ein Lämmlein. Unter 60 Kindern gibt es auch Buben und Mädchen, die zwei Ohren haben, damit das Wort des Lehrers zum einen hinein und zum andern hinaus kann. Greifen wir also einen Buben heraus, der in Sachen Aufpassen und Ruhigsitzen eine eigene Klasse bildet. Bevor der Bub in die Obhut des Lehrers kam, machte ihn der Vater auf seinen Buben aufmerksam mit den Worten: „Met dem hender no öppis z'tue!“ Hauptsächlich